

**ZÜRCHER  
JOURNALISTENPREIS**

**1989**

ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS

---

EHRENTAFEL DER BISHERIGEN PREISTRÄGER

1981	Hugo Bötler Peter Frey Urs P. Gasche
1982	Caroline Ratz Jonn Mäberli Wilfried Maurer Hans Moser Edmund Ziegler
1983	Andreas Kohlschötter Gisela Blau Gottlieb F. Mäpli Peter Meier
1984	Dieter Bachmann Georg Gerster Anna-Christina Gabathuler
1985	Margrit Sprecher Herbert Cerutti Arthur K. Vogel
1986	Markus Mäder Verena Eggenann Hans Caprez Klaus Vieli Benedikt Loderer
1987	Christian Speich Jürg Frischnecht Martin Born
1988	Werner Catrina Barbara Vonarburg Christoph Neidhart
1989	Beat Allenbach Hansjörg Utz Rolf Wespe Alois Bischof Niklaus Meienberg Jürg Rohrer

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1988

wird

dem Tages-Anzeiger-Team

BEAT ALLENBACH

HANSJÖRG UTE

ROLF WESPE

für ihre Artikel

GELDMÄSCHER-AFFÄRE DER LIBANON CONNECTION  
und deren Folgen

erschienen im Tages-Anzeiger ab 4. November 1988

verliehen

Zürich, 28. April 1989

DIE JURY



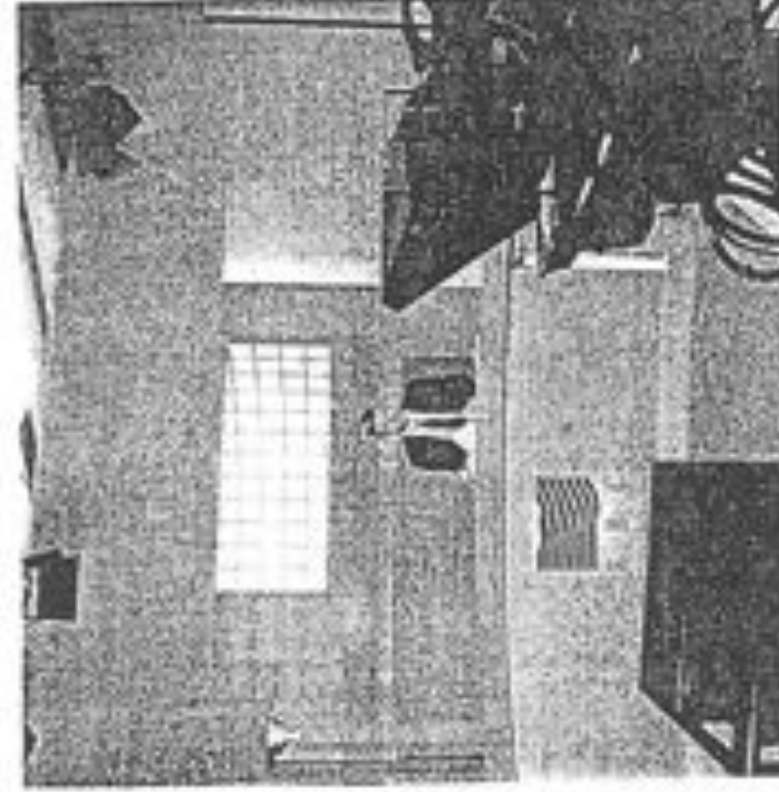
(Dr. Walter Stutter)



(Prof. Dr. Adolf Mischke)



(lic.iur. Marie-Louise Baumann)



Der Michael Brann präsentiert am Donnerstag die erste deutschsprachige Seite des Frühstücksmagazins für Europa Manager. (Bild: Daniel Hübn)

## Business Channel gestartet

Der professionell produzierte und die gute Qualität des in Schottland produzierten Programms, beinhalten die überlangen Interviewbeiträge, die ungewöhnliche Zahl aktueller Informationen aus der Börse und Finanzwelt sowie die folgenden Kommentare zu den Entwicklungen in diesem Bereich. (Gr.SDA)

Seite 17: Guten Morgen, hier ist die erste europäische Wirtschaftsmagazin Seite 48: Ein prägnanter Morgen!

Der Zürcher Bezirksanwalt Peter Gasser hat dem TA bestätigt, es sei eine Untersuchung gegen die Libanon Connection im Gange. Die Telex der Staatsanwaltschaft wolle keine Stellungnahme abgeben.

Die «Libanon Connection» ist vermutlich auf Grund eines Tips aus den USA aufgedeckt. Die Mafia-Organisation kontrolliert den Drogenmarkt von An-

# Drogenmilliarden gewaschen: Bisher grösster Schweizer Fall

Die Umverhandlungsabkommen im Tessin und in Zürich sind dem bisher grössten Fall von Geldwäscher auf die Spur gekommen. Eine libanesisch-italienische Drogenmafia hat nach dem bisherigen Stand der Ermittlungen 1,5 Milliarden Franken schmutziges Drogengeld in die Schweiz transferiert. Vier Mitglieder der «Libanon Connection» wurden Anfang Juli in Zürich verhaftet; auch sperrten die Behörden diverse Bankkonten. Geldwäscher allein ist in der Schweiz nicht strafbar. Davon profitieren mitgliederweise auch die beiden Akten genannte Shabkarbi Trading AG, im Verwaltungsrat dieses Unternehmens bis vor einer Woche der Zürcher Anwalt Hans W. Köpp.

VON BEAT ALLENBACH, LUGANO,  
HANGJING UTZI, ZÜRICH UND  
KOLU WISPE, BERN

Ein Jahr lang haben die Tessiner Strafverfolgungsbehörden das Finanzgebaren der Drogenhändler unter die Lupe genommen. Im Juli schlugen die Strafverfolgungsbehörden in Zürich vier Leuten zwei Verhaftungen in Zürich vier Leuten zwei wurden später gegen Kaution auf freien Fuss gesetzt. Die zwei Hauptbeschuldigten, beide Libanesen, sitzen noch im Tessin im Gefängnis. Der Verweis lautet auf Betrug und Dokumentfälschung. Exakt die Anklagebehalte die Libanesen auch wegen des Transfers von schmutzigen Geldern in die Schweiz beinhalten kann, man sie beweisen, dass die Kartiere zumindest mit einem Teil der Gelder wieder Drogen kaufen wollten.

Der Zürcher Bezirksanwalt Peter Gasser hat dem TA bestätigt, es sei eine Untersuchung gegen die Libanon Connection im Gange. Die Telex der Staatsanwaltschaft wolle keine Stellungnahme abgeben.

Die «Libanon Connection» ist vermutlich auf Grund eines Tips aus den USA aufgedeckt. Die Mafia-Organisation kontrolliert den Drogenmarkt von An-

## Nach Putsch verworrene Lage auf den Malediven

Immer Putschversuch gegen Präsident Gayoom auf den Malediven war ein weiterer Putschversuch nicht mehr möglich. Bei Malediven in der

Hinter dem Putschversuch sollen nach Darstellung der Diplomatinnen Anhänger

Die Umverhandlungsabkommen im Tessin und in Zürich sind dem bisher grössten Fall von Geldwäscher auf die Spur gekommen. Eine libanesisch-italienische Drogenmafia hat nach dem bisherigen Stand der Ermittlungen 1,5 Milliarden Franken schmutziges Drogengeld in die Schweiz transferiert. Vier Mitglieder der «Libanon Connection» wurden Anfang Juli in Zürich verhaftet; auch sperrten die Behörden diverse Bankkonten. Geldwäscher allein ist in der Schweiz nicht strafbar. Davon profitieren mitgliederweise auch die beiden Akten genannte Shabkarbi Trading AG, im Verwaltungsrat dieses Unternehmens bis vor einer Woche der Zürcher Anwalt Hans W. Köpp.

bis über den Verkauf bis zur Geldwäsche.

Der Herrin wurde international verkauft, ein kleiner Teil gelangte auch in die Schweiz. Von grosser Bedeutung war unser Land als Wäscher für das schmutzige Geld. Libanesischer Kartiere fragen die Herren kulturelle in die Schweiz. Vom Flughafen Zürich gingen die Gelder zum Teil direkt auf Grossbanken, zum Teil wurden die Kartiere die Drogenhändler über eigene zu diesem Zweck gegründete Firmen oder über bereits existierende Unternehmen, bis die Spuren der kartieren Herkunft der Gelder verweicht waren.

Als Wäscherbesitzer besitzen die Mitglieder der Drogenmafia auch bisher nicht offiziell bestätigte Ausgaben alle den Grossbanken. Ein Pressesprecher der Schweizerischen Bankensysteme wollte sich dazu nicht äussern. Bei der Schweizerischen Bankensysteme teilte er, auch Banken können gebucht werden. Bereits letztes Jahr, Präsident der Grossbanken von der Schweizerischen Kreditanstalt, bestätigte, dass eine Untersuchung läuft. «Wir waren zu dem Zeitpunkt überzogen unsere Leute hätten die Sorgfaltspflicht eingehalten», sagte Javor. Seine Bank habe alles Interesse an einem weiteren Ge-

schaftsbüro. Der SKA-Chief wird dem Verweiger nachgehen, seine Leute können gebildet, die Sorgfaltspflichtverletzung zu umgehen.

Köpp hat demoliert

Mitbestimmte ist offenbar auch die Shabkarbi Trading AG in Zürich, jedenfalls in diesem Namen abstrahiert. Die Untersuchungsbehörden vermuten, die Firma habe schmutzige Banknoten gegen Geld eingetauscht. Protokoll des Verwaltungsverfahrens ist der in der Schweiz erhaltene Libanese Mohammed Shabkarbi, Vizepräsident war im 1983 der Zürcher Anwalt Hans W. Köpp. Mit Schenkungen vom 27. Oktober 1988 teil der Baubehörde aus dem Verwaltungsrat zurück. Köpp sei überlassen und deshalb zurückgegriffen. Erklärte Mohammed Shabkarbi dem TA zum Verweiger, er sei in die Geldwäsche mit verwickelt, sagte Shabkarbi. «Das würde ich so im Leben tun.» Laut verschiedenen Quellen hat jedoch die Firma mit den libanesischen früheren Geschäftspartnern «ich habe 500 Konten, ich kann dazu nichts sagen», meinte der Libanese. Gegen die Firma haben bisher weder die Tessiner noch die Zürcher Behörden eine selbständige Untersuchung eingeleitet.

Geldwäscher ist in der Schweiz nur in Ausnahmefällen strafbar. Das soll anders werden. Ein Gesetzentwurf sieht Strafen bis zu zehn Jahren Zuchthaus für den Handel mit schmutzigen Geld vor. Das Geschäft liegt derzeit im Departement von Justizministerin Elisabeth Kopp. Die Strafbestimmung über die Geldwäsche soll im Juli 1993 in Kraft treten.

Weitere Berichte Seite 31

## Schwerverkehrsabgabe in der BRD geplant

Bonnens - Ab 1. Januar 1999 wird die



## L A U D A T I O

für die Berichterstattung von Beat Allenbach, Hansjörg Utz und Rolf Wespe über die Geldwäscherei der Libanon-Connection und ihre Auswirkungen, im "Tages-Anzeiger" zwischen dem 4. November und 20. Dezember 1988

Am 4. November 1988 erschien im "Tages-Anzeiger" der vom Dreier-team Allenbach, Utz und Wespe recherchierte und verfasste Artikel "Wie die Libanon-Connection in der Schweiz eine Milliarde schmutzige Dollars sauberwusch". Es war für die Öffentlichkeit eine Primeur, die im In- und Ausland folgenschweres Aufsehen erregte. Diese Veröffentlichung und das breite Echo, das sie fand, haben dazu beigetragen, dass die Gesetzgebungsarbeiten über die Geldwäscherei beschleunigt wurden. In weiteren Hintergrundberichten, die sich u.a. auf Gespräche mit Alt-Staatsanwalt Paolo Bernasconi und Staatsanwalt Dick Marty stützen, zeigt das Dreier-team auf, wie die Geldwäscher vorgehen, wie schwer es ist, ihnen mit dem geltenden Gesetzesinstrumentarium beizukommen, und welche Rechtsmittel geschaffen werden sollten, um an der verletzbarsten Stelle vorgehen zu können: nämlich der Drogenmafia das Geld entziehen. Beat Allenbach zitiert in einem der Hintergrundberichte Dick Marty: "Wir brauchen eine neue Mentalität und griffigere Instrumente. Wir, das sind der Staatsanwalt, die Polizisten, die Zöllner und die Bankangestellten."

Die Jury fand die sorgfältig recherchierten und gut lesbaren Beiträge der Dreierequipe zum Thema Geldwäscherei preiswürdig, weil sie in der Öffentlichkeit die Einsicht gefördert haben dürften, dass eine neue Mentalität und griffigere Instrumente bitter nötig sind.

Walter Stutzer

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1988

wird

HERRN ALOIS BISCHOP

für seine Arbeit

MELCHTAL

erschienen in "Das Magazin" vom 16./17. Dezember 1988

verliehen

Zürich, 28. April 1989

DIE JURY

*W. Stutzer*  
(Dr. Walter Stutzer)

*W. Muschg*  
(Prof. Dr. Adolf Muschg)

*M.-L. Baumann*  
(lic.iur. Marie-Louise Baumann)

# MELCHTAL

Ende September  
hatte der Delegierte für  
das Flüchtlingswesen  
vor, 500 Asylsuchende ins Obwaldner Dorf Melchtal  
zu schicken. Man einigte sich auf 150 Menschen,  
befristet bis zum 20. Dezember 1988. Das Dorf und  
die Baracken – ein herbstlicher Bericht.



## REISE INS HERZ DER SCHWEIZ

Alois Bischof (Text und Bild)

Auf dunkelblauem Grund kündet die weisse Schrift «Melchtal OW». Es ist der 27. Oktober, stül steigt die Strasse hoch, links und rechts reihen sich die Häuser. Die Mauer, auf der vor einem Monat «Nur ein toter Asylanter ist ein guter Asylanter» zu lesen war, ist makellos sauber. Gelb schiebt sich das Postauto vor das Postgebäude. Zimmer sind zu haben im Restaurant «Nüenalp», anziehender ist aber das Hotel «Alpenhof» mit seinen verzierten Türmen. Keine Asylsuchenden sind zu sehen.

Die Wirtschaft im «Alpenhof» ist menschenleer, die Wirtin erscheint, zeigt mir das Zimmer: der Blick aus dem Fenster, die Zwiebel des Kirchturms auf Augenhöhe.

Die Wirtin ist eine ruhige, zurückhaltende Frau, sitzt am Tisch, sagt, die Lage in Melchtal habe sich beru-

higt, die Asylanter seien nicht mehr das einzige, sichten aber immer noch ein Hauptthema im Dorf. Tiefe Risse seien im Dorf entstanden, und diejenigen, die das lauzeste Masul gehabt hätten, mit Gewehren drohen, hätten jetzt vermutlich Mühe, einzusteigen, dass die Asylanter überhaupt nicht stören. Angst habe sie nie gehabt. «Überhaupt glaube ich, dass die Frauen viel weniger Angst gehabt haben.» Klar, 500 Asylanter, das wären für dieses kleine Dorf mit seinen 345 Einwohnern zuviel gewesen. Auf der andern Seite könne man die Asylanter in den Baracken beim Turrenbach hätten «gut lassen». Und die Asylanter sollten ruhig wissen, dass sie nicht im Paradies seien. Sicher, gerade sie im Gastgewerbe hätten Nachteile zu tragen, das Militär bleibe aus, und im Herbst sei das Militär die wichtigste Einnahmequelle.

Das Wirtschepaar des «Alpenhofs» hat vier Kinder, drei Mädchen und einen Knaben. Eines der Mäd-

chen flüzt auf seinen Rollschulern durch den Speisesaal. Bei ihnen, im «Alpenhof», sei es nie so schlimm gewesen. Am Anfang gab es zwei Gäste, die ein «Tamilengässch» bestellten, andere, die nach türkischen Kaffee riefen. Aber dass der Touristus darunter leide, das sei ein dummes Gerücht.

Der erste Rundgang im knapp 90 Meter über Meer gelegenen Melchtal. Dunkelblau hängt der Himmel zwischen den umliegenden Bergen. Das enge Tal liegt bereits im Schatten. Gegenüber dem «Alpenhof» erhebt, der massive Bau des Klosters.

Die drei Restaurants «Alpenhof», «Karthaus», «Nüenalp» liegen in knapp zweihundert Schritte voneinander. Hell und weiss ragt der vier-eckige Kirchturm auf. Eine schwarze Katze zwingt einen Lastwagen zur Abbremsen, die Katze zögert, huscht über die Strasse. Im Untergeschoß des «Nüenalp» ist das «Familia»-Läden untergebracht, weiter unten an der Strasse die Sonnerei.

Auf dem Trottoir vor der Kirch-tachstempel zwei jugendliche über Krafttraining. Das Mädchen heisst Judith und geht unten in Sarnen in Kollegi, ins Wirtschaftsgymnasium. Sie ist das einzige Mädchen in ihrer Klasse, und sie und ihre Schwestern sind die einzigen von Melchtal, die eine weiterführende Schule besuchen. Die anderen gehen in die Lehr als Sportartikelverkäufer nach Luzern, als Mechaniker oder Schwein-sch nach Sarnen oder Kerns, andere arbeiten im Forst.

Vorher war Judith in der Klasse die «Blauerin». Wegen der Asyl-suchenden wurde sie zum «Türkenblauerin». «Wie war's letzte Nacht in dem Türken?» fragen ihre Klassen-



kameraden. Der Junge macht eine Elektrikerlehre, führt Skirennen und meint nur: «Gut, jetzt sind sie da, die Asylanten. Aber wenn es am 20. Dezember nicht fertig ist da hinten, dann wird etwas passieren...»

Im «Kurhaus» hockt ein Mann am runden Tisch. Jeden Morgen muss er um drei aufstehen, raus aus dem Tal. Er arbeitet im Gemüschhandel. Er kennt die Welt, hat auf Montage gearbeitet in Ägypten und im Iran, die Kugeln flogen ihm in Teheran um den Kopf. Ein Journalist? Er will nichts mehr sagen. Kein Wort mehr.

Während des Nachtessens lasse ich mich vom Lärm des Ziggelkassens nicht stören. Aus der Musikbox tönen deutsche Schlager, irgend etwas von Las Palmas und Strand und Mallorca. Am Nebentisch sind Männer und Frauen. Einer tritt durch die Tür, legt sein Funkgerät auf den Tisch, witzelt, er müsse doch Kontrolle machen, da hinten, bei den Türken. Laust ist der Mann; und die Türken, «die wissen besser Bescheid über die Schweiz als die meisten Schweizer».

Der zweite (empört): «Wir können auch nicht drei Monate Gratisferien machen in der Türkei.»

Der dritte: «Wir lassen uns ausnützen.»

Die Frau: «Bei uns im Spital hat eine Türkin ein Kind geboren.»

Der zweite: «Im Fernsehen hatte einer die Frechheit zu sagen, wir sollten uns *aldin Havari apuna*...»

Der erste: «Am 4. Dezember können wir endlich sagen, was wir wollen.»

«Aber wir brauchen doch Arbeitskräfte.»

«Ja, schon, aber wir sollten nur die kommen lassen, die wir brauchen können. Quasi bestellen.»

«Hocken einfach da hinten und arbeiten nichts. Das gibt's doch nicht. Sind illegal eingereist - wenn ich mit dem Rucksack und Schlafsack ohne Geld in die Türkei will, werden die mich hochkant raus.»

«Die werden mit Samtpfoten angefasst.»

«Ich habe immer gesagt: Wenn ich ein Türke wäre, ich würde genau dasselbe machen.»

«Und ich habe gemeint, wir seien ein intelligentes Volk, wir Schweizer. Wenn wir nur die Hälfte vom dem Geld in der Türkei investieren würden, wäre beiden Seiten mehr geholfen.»

«Ich muss nach Hause, die Frau wartet. Sonst gibt es wieder Krach.»

«Verzählung ist doch das Schönste.»

Ich gehe zu Bett. Noch immer habe ich keine Asylsuchenden gesehen.

▲▲▲ Am nächsten Morgen stapfe ich in Richtung Lager. Alle reden vom «Lager». Ich lasse die Familienhelferinnenschule, die letzten Häuser des Dorfes hinter mir. Vereinzelt stehen Braun und geranziggeschmückt die Bauernhäuser am Hang, verstreut, Ställe und Gaden. Rechts fällt der Fels steil ab, links und gegen das Talende hin türmen sich die Berge. Tiefgrüne Matten, Kuhgebimmel, das Rauschen der Mekscha vom Tal herauf. Ein Katze misst auf einer Wiese.

Nach vielleicht zwanzig Minuten, hinter dem Turrenbach, begegne ich zwei Türken. Hell sind ihre Hosen, irgendwo sind da noch Bügelfalten drin. Wir grinsen um freundlich.

Die Baracken: Langgestreckte, weiße Holzbauteil dücken sich unterhalb des schroffen Felsens.

Auf dem weiten Platz vor der obersten Baracke hocken Männer gelassen auf ihren Holzstühlen in der Sonne. Weiter oben, am Bach, erscheint das Kopftuch einer Frau, eine zweite Frau, ein Kind schmeisst Steine in Wasser.

Erste Kontakte, ein muntrastischer Blick, ein gutes Lachen. Ich nehme einen der Stühle, der Halbkreis schliesst sich; es sind sieben Kurden. Ein junger Mann mit einem pockenartigen Gesicht, tief schwarzen Haaren, spricht Deutsch, übersetzt. Da sitzen zwei Bauern aus Anatolien. Ein anderer hat serviert in einem Restaurant in Ankara. Einer erzählt von der Schule, wie er gesagt habe, «Ich bin kein Türke, ich bin Kurde», und von der Schule floh. Ein vierter Kerl in einer schwarzen Lederjacke, ein Techniker, war in der Gewerkschaft aktiv und wurde verfolgt. F., der Übersetzer, sagt, das sei schon hart gewesen, diese Ankarait hier oben, die feindlichen Transparente.

Sieben Paar Füße in leichten Sommerhalbschuhen. Zwei haben die Fersen nidergetrampelt, aus den Halbschuhen Schlappen gemacht. Das Ausgangsgebiet der Asylbewerber geht hinauf bis zur Stöckalp (zehn Minuten), hinunter bis ins Dorf Melchtal.

Auf der Stöckalp wohnen vier Familien. Eine Frau häckelt im Kiesweg Unkraut, fragt sich, woher die da unten das Geld für die Zigaretten hernehmen. Und Kleider tragen die, diese Lederjacken.

Beim Haus daneben stützt sich ein kuhköpfiger Mann auf Stämmchen, das Wasser des kleinen Gartenweihers plätschert. Er ist hinten beim

ALDI BUCHER ist Peter Journalist. Er lebt in Basel und Rorschach und arbeitet regelmäßig für das «Magazin».

Elektrizitätswerk angestellt. Angst? Angst hatte er vielleicht, wenn er kleine Kinder hätte. Und die Asylanten kommen kaum hier herauf ins Restaurant «Stöckalp». Seit die Asylanten hier sind, geht seine Frau nicht mehr allein zu Fuss in die Kirche.

Im Lager sind 150 Asylsuchende untergebracht. Um halb neun erhalten sie das Morgenessen, oft Suppe und Brot. Täglich wird ihnen um 10.00 Uhr das Taggeld von vier Franken ausbezahlt - täglich um 10.00, um die Asylsuchenden vom Dorf abzuholen. Mittags um 12.30 gibt es das Mittagessen, um 18.30 das Nachtessen. Normalerweise schauen sich die Asylsuchenden zwei Videos pro Tag an, spielen Backgammon und Karten. Für die 150 Personen hat der Koch 1000 Franken pro Tag zur Ver-



«Gut, jetzt sind sie da, die Asylanten. Aber wenn es am 20. Dezember nicht fertig ist da hinten, dann wird etwas passieren. Wir können auch nicht drei Monate Gratisferien in der Türkei machen.»

# MELCHTAL

föngung. Ein Kiosk ist eingerichtet, es gibt Mineralwasser, vier Sorten Zigaretten, Schokolade. Zehn Personen des Schweizerischen Roten Kreuzes betreuen die Leute. Abends um 22.00 müssen alle im Lager sein.

▲▲▲ Am Samstag hat das Wetter umgeschlagen, tief traut der Nebel in die Bäume, manchmal fällt Regen. Alles ist grau und trübe, die Traurigkeit vor den Baracken wird von zwei spielenden Kindern gemildert. Jetzt, da die Berge nur noch zu ahnen sind, kann man sich in diese Abgeschlossenheit verlieren.



«Schauen Sie sich einmal die Kleider dieser Schmarotzer an. Solche tragen wir nicht einmal am Sonntag. Und das sollen Flüchtlinge sein? Es kommen doch sowieso nur die, die es vermögen.»



Ich mache kehrt, gehe wieder in Richtung Dorf. Gleich unterhalb des Lagers stapeln sich frisch geschlagene Baumstämme. Zwei Männer, es sind Jäger, öffnen die Ladetüre eines Autos. Ich spreche sie an. Der eine bleibt verschlossen, großgründig. Hekt abwesend aus seinem dunklen Bart in den Nebel. Der andere bietet mir hundert Franken, wenn ich das Lumpenpack da hinten gleich mitnehme. Als frägt Gwogger sei das da hinten, und zu Hause habe er eine leere Steuererklärung, das mache er nicht mehr mit, der Staat werde ausgehöhlt. Obadana, das sei eine korrupte harrä Saabandi, und die da oben hätten einfach über ihre Köpfe hinweg dieses Lager installiert. Von den Felsen poltern Steine ins Tal – da kann rasig uff Bosage obichenn. Der Regen wird stärker. Im Schutz der nach oben gekippten Ladetüre hocke ich da, notiere. In welchem Land wir eigentlich leben, wo man einem das rumtut. Den Islam, den kenne man ja. Wenn der dann das Messer an die Gurgel setze... Der Bruder Klaus, der jeweils hier durch das Tal zu seiner Bergmutter gegangen sei, der habe immer gesagt, man dürfe den Zuan nicht zu stark spannen.

Seine Sätze kommen schnell und wutend. Der andere starrt in den Nebel. Das «Lumpenpack» (=das sind zwar auch nur Menschen) wird immer nebensächlicher. Eigentlich sind die nicht schuld. Schuld ist die Obrigkeit, diese Regierungsräte, die drymal hunderttausend Frankä verdienen. Er würde sich eis irait soviel Geld anzurühren, «soviel kann einer gar nicht verdienen. Und ein Familienvater mit seinen vier Kindern, der diesen Herren den Gyal abführt, verdient 300 Franken im Monat. Ist das gerecht?»

Die Umweltzerstörung. Die kleine, überfüllte Schweiz. Die Frau Kopp solle ruhig einmal ein paar von diesen Asylanten in ihrem Luxusquartier aufnehmen, sie, die Kopp, diese halbe Ausländerin.

Zwei Türken schlendern in Richtung Dorf. Die beiden Melchtauer grüssen nicht. «Schauen Sie sich einmal die Kleider dieser Schmarotzer an! Solche tragen wir nicht einmal am Sonntag. Und das sollen Flüchtlinge sein? Es kommen sowieso nur die, die es vermögen.» Wie viele Männer im Melchtal haben die beiden diese grünen Jacken, deren Stoff mich an meinen ersten Teddybären erinnert. Helly-Hansen, sagt man denen. Geben warm und halten auch den Regen etwas ab. Ihre Füsse stecken in wuschelhaften, hohen Schuhen.

Jeder packt einen der grossen Abfalltücke, schwingt ihn auf die Schulter. Hen ist in den Säcken. Futter für das Wild im Winter.

▲▲▲ Samstagabend auf dem Dorf. Unter der tickenden Uhr im «Nüalp» hört der ins Holz geschnitzte Hirsch. Am Stammtisch wird serbokroatisch gesprochen. Jugoslawische Gastarbeiter, die jugoslawische Serviertochter.

Nach der Abendmesse beginnt in Saal des «Alpenhofs» der Lichtbildvortrag. Fünzig Augenpaare sind auf die Leinwand, auf die Bilder von bizarren Gesteinsformen, von farbenprächtigen Alpenblumen gerichtet.

Unten im Schullhaus, im Zweischatzkeller, tobt sich die Dorfjugend bei Hardrock aus. Lichter blinken, die Stimmung ist gut und energiegeladener, es droht, einer geht zu Boden, auf die Knie, rupft undächtig das Gitarrensolo.

Mitten unter den Jugendlichen tanzt Kama, der 20jährige Tamile. Er ist schweizerisch. Kama ist der einzige Tamile im Lager (das ändert sich, während ich hier bin). Kama fühlte sich nie wohl, hinten im Lager, mit den 141 türkischen, den acht rumänischen Asylsuchenden. Suppe und Brot zum Frühstück. Stundenlang stand er allein im Dorf. Irgendwie tat er alles leid. Mit den Kindern fand er sofort Kontakt, spielte mit ihnen, lehrte sie tamilische Spiele, half ihnen bei der Altpapiersammlung.

Eines Tages kam die Grossmutter der «Alpenhof-Kinder» aufgelöst zur Mutter. «Die Kinder spielen mit dem Schwarzen.» Die Wirtin lachte.

Oft war Kama bei der Pfarrköchin, liess sich von Pfarrer die Kirche zeigen, und dann, am Sonntag, sei er in die Kirche gekommen, habe sich in die Reihe gestellt, die heilige Kommunion empfangen.

Kama floh per Schiff von Sri Lanka nach Indien. Von dort weiter mit einem indischen Pass nach Italien, mit Schleppern in die Schweiz. Für die ganze Reise hat er 55 000 Rupien bezahlt (zirka 14 000 Franken). Er war nicht bei den Tigern, habe aber Waffen und Nahrung für sie transportiert. Kama kennt das Dorf, kennt Küchen. Er ist der einzige der 150 Asylsuchenden, der den Kontakt mit dem Dorf geschafft hat.

Eines Abends, im «Nüalp», hinter seiner Stange Bier, schien er mir sehr traurig. «Die Berge...», er seufzte. Er kramte seinen Deutsch-Englisch-Langenscheidt aus der Tasche. Gerne würde er studieren. Man habe ihn aber gesagt, dass er arbeiten müsse. Es ist Zeit. Er muss arbi-

brechen. Lange sehe ich ihn vor mir, wie er in den dunkelblauen Trainingshosen durch das nachschwarze Tal den Baracken zustrebt. Jetzt aber sitzt er unten, in der Disco, und die junge Frau macht den von der Pfarre vorgeschriebenen Disco-Rundgang Draussen, vor der Türe, zählen einige an ihren Zigaretten. So um die sechzehn und sie, der Bauschreinerlehrling ist 18. Immer dieselben Argumente. Der Tourismus. Die arbeiten nichts. Das sind keine Flüchtlinge. Ein Jüngling lehnt schlaksig an der Glotzäre, marmelt vielgabend, im Dezember werde sicher noch etwas jussieren. Was? Dann, wenn die Autos der Skifahrer bis hinunter zum Lager parkiert sind, werden bestimmt Autos aufgebroschen werden. Es rieselt. Der Streifenwagen fährt durch das Dorf. Dreimal pro Tag fährt der Streifenwagen durch das Dorf, hinauf zu den Baracken.

▲▲▲ Am Sonntagmorgen verteilen sich nach dem Kirchgang die Männer und Frauen und Kinder in den drei Restaurants. Im «Nünalp» arbeiten zwei jugoslawische Frauen als Saisonnières. Rosa kommt aus Bosnien, ist 19 und serviert das dritte Jahr in Melchtal. Die andere ist ihre Cousine und das erste Jahr hier. Rosa spricht gut Deutsch, Obwaldnerdialekt. «Moi Sepp, hai Franz, was wetch?» Ende Dezember wird Rosa für drei Monate nach Bosnien zurückkehren. Lange neun Monate hat sie ihre Familie nicht mehr gesehen. Über Rosa hatte eine Zeitung geschrieben, sie bocke mit noch im Zimmer, habe Angst. «So ein Mist», sagt Rosa. «Die haben es schon schwer, die Asylanter, wenn man nichts zum Leben hat.» Auch die Elsterin im «Kuhhaus» wird für drei Monate heinschicken, und der Wirt hat kein Kontingent mehr erhalten. Natürlich hätte er lieber eine Schweizerin, aber eine Schweizerin wäre viel zu teuer. Auch die Luxemburgerin, die beiden Spanierinnen vom «Alpenhof» werden für drei Monate nach Hause fahren.

Nach der Messe spricht man von der Jagd, vom Bock, dem Schwanz, dem Schweiss (Blut), und auch der Hund fand die Spur nicht mehr. Vom Wasserrecht und von Wasserleitungen und ob eine Pumpe nicht die bessere Lösung gewesen wäre. Vom netten Schwarzen schwärmt eine Frau, und irgendwo fällt auch wieder mal «Lampenfack», und wieder habe es 1000 Plätze zuwenig.

▲▲▲ Der Weg zu den Baracken, von den Baracken ins Dorf, das Pendeln zwischen den beiden fremden Welten. Die meisten haben eigent-

lich eingesehen, dass die 150 Asylsuchenden nicht stören, weder Frau noch Kind ein Leid antun, Menschen sind. Aber 500 wären zuviel gewesen. Man gibt sich nur versteckt feindselig, alles wird auf die Art und Weise des lebhaftesten Vorgehens abgeschoben. Trotzdem sind «Asylanter» immer wie «Vaganten».

Und die Asylsuchenden? Sie versuchen, so freundlich wie möglich zu sein. Wie heute einer der Befragte des DFW (Delegierter für das Flüchtlingswesen) gesagt: «Unter anderen Umständen hätten die sich schon lange die Köpfe eingeschlagen, Kurden und linke und rechte Türken...» Welche Asylsuchenden erzählen mir ihre wahre Geschichte? Nur logisch, dass die Geschichten möglichst «asylwürdig» sind.



Die Scheite im verhangenen Tag. Von hinten nähert sich ein Auto, und der Wirt - kennst du den Unterschied, wenn dir ein Asylant oder ein Reh vor das Auto läuft? Beim Reh hat es eine Bremsspur - lässt sich nicht verdrängen. Von hinten kann keiner sehen, ob ich ein Türke bin. Absichtlos baureilt der Fotoapparat in meiner Hand.

Der Lagerleiter sitzt in seinem Büro. Der Computer spuckt die neueste Zusammensetzung aus: Von den 150 sind 34 weiblich, 116 männlich; 110 sind türkischer, 31 jugoslawischer, 8 rumänischer Nationalität, 1 Tamile; 20 Kinder unter 12 Jahren.

Seit ein paar Tagen klappt der Wechsel. Die im Lager Befragten werden per Computer den Kästchen zugewiesen, aus den Empfangsstellen kommen neue Asylsuchende ins Melchtal. In einer Ecke des Büros liegt ein Transparent. Es hing hier hinten. Mit blauer Farbe ist darauf geprügelt: «Raum mit den Asylan-

*«Schuld ist die Obrigkeit, diese Regierungsräte, die dreimal hunderttausend Franken verdienen. So viel, wie einer allein gar nicht verdienen kann.»*

bevor Blut fließt.» «Nichts Sensuelles», meint der Lagerleiter. Und, wenn er das mal salopp sagen dürfte: Die Türken seien pflegeleicht. Lieber führe er ein Lager mit 150 Türken als mit 150 Schweizern. Zwei Bären weiter beugt sich einer der Betreuer über eine Abrechnung. Neben der Wand steht eine Schachtel mit neuen Schuhen und Kleidern. Ein Geschenk aus dem Appenzellischen. Die Spenderfirma schreibt, «dass man die Hosenstöße unten etwas abändern, à jour bringen» könne. Vor allem um die Winterschuhe ist der Betreuer froh. Das wird, wenn's kälter wird, schnell ein Problem werden.

Drüben in der Esbaracke ist der Kiosk geöffnet. Erwa ein Dutzend Männer stehen lachend im Halbkreis, eine Wette ist im Gange, der eine versucht den andern hochzustimmen. Der Einsatz: eine Tafel Schokolade. Der Lagerleiter und ich sind die ersten, die ein Stück Schokolade von der Tafel brechen müssen. —>

*«Da ist immer diese Angst. Angst wegen der Kinder, Angst vor einer Schlägerei. Die Asylsuchenden hatten an der Äplerchilbi zum Glück Ausgangsverbot.»*

Flucht in die Schweiz. F. bekommt leuchtende Augen. Seit zwölf Jahren hat sein Bruder seine Frau, das Kind nicht mehr gesehen.

F. wird am Montag nach Zürich fahren. Wie Zürich so sei, für einen Asylbewerber?

▲▲▲ Jemand sagte, der Posthalter hat abgenommen, so hat ihm die Sache zugesetzt, und der Frau des Posthalters stinkt es eigentlich, mich zu empfangen. Das war einfach zu viel, mit all den Medien. Eigentlich will sie nichts mehr sagen. «Die Oberfläche trägt. Das Leben im Dorf wird nie mehr wie früher sein.»

Die Kinder haben schalfrui, toben in der Wohnung herum. Die Frau des Posthalters hat im Zürcher Oberland die Lehre bei der Post gemacht, sollte eigentlich auf der Sülpost in Zü-

rich sprechen von den mehr als zwanzig Melchtaler Bauern, von denen die meisten im Winter hinnen beim Pflanzdienst arbeiten, die teils chumpf bis zum Umfallen, von Bauernhäusern, die noch heute kriese Spülung haben. Keine solchen Kleider, wie sie die Asylanten tragen, könnten die sich leisten, nicht so geschminkt wie diese Frauen seien die Melchtaler Frauen. Sicher, niemand wollte einen Asylanten erschiesse, aber die Strasse sperren. Und die Bänke vor der Post, die schon von Nachbarn weggetragen worden, weil die nicht wollten, dass die Asylanten dauernd vor der Post hockten. Nachher haben sie und ihr Mann nur noch eine Bank aufgestellt.

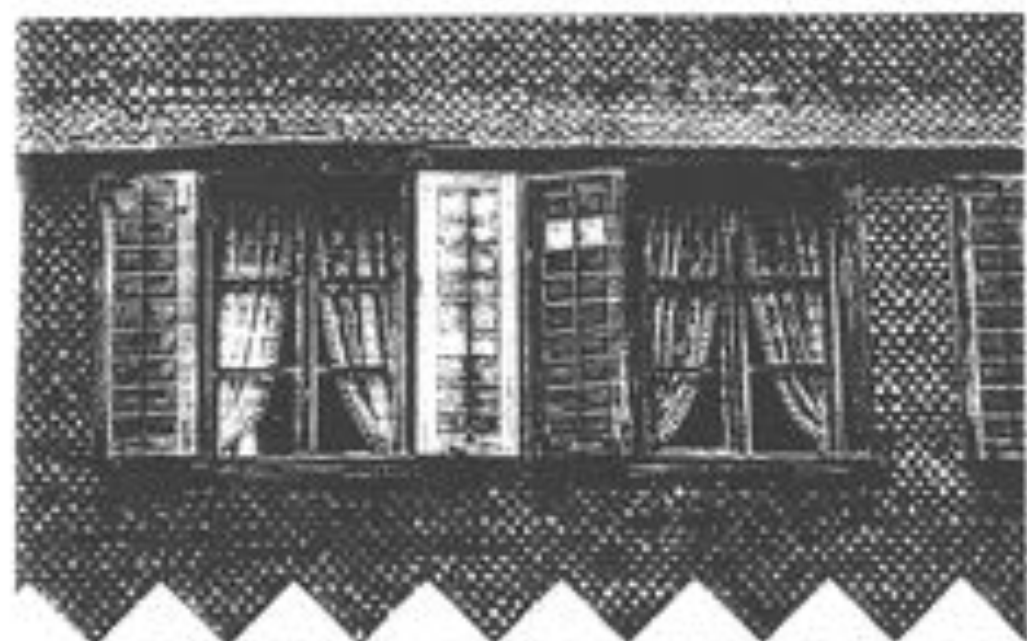
Einfach nervös machen sie diese Türken. Nicht mehr dasselbe Schafeln ist es, wenn zwanzig von denen auf der Treppe rumschicken, die Telefonkabine belagern. Sie wollte und konnte denen das Geld nicht mehr wechseln.

Da ist eben immer diese Angst. Angst für die Kinder, Angst vor einer Schlägerei. Zum Glück hatten die Asylanten an der Äplerchilbi Ausgangsverbot – wenn da noch ein paar Gläser zueviel im Spiel sind...

Die Frau des Posthalters hatte schlaflose Nächte, Magerwerb. Von aussen kamen Telefonate und Briefe. Nur ein einziger habe geschrieben: «Seid nicht so empörtig.» Die anderen boten Gewehrhilfe an. Eine Zürcher Frau schickte eine Schachtel Schokolade für die Dorfkinder, die soviel durchgemacht hätten. Die Stimme der Frau ist manchmal belegt. Eine gewisse Ratlosigkeit. «Alle reden vom Humansein, aber wer tut etwas?» Dass jetzt viele im Dorf so tun, wie wenn nichts passiert sei, findet sie verlogen. Viele Frauen hätten arg gelitten, weil ihre Männer auseinandergeraten sind. Ja, die Frau des Posthalters wäre froh, wenn sie denen in den Baracken hinten das alles erklären könnte. «Die müssen uns für Unmenschen, für Tiere halten.»

▲▲▲ Allerheiligen, über Nacht ist es kalt geworden, wenn schimmert der Reif auf den Wiesen. Etwa 150 Dorfbewohner und -bewohnerinnen sind um neun Uhr in der Messe, die Dorfjugend ist spärlich vertreten, vier Mädchen ministrieren. In der Predigt geht der Pfarrer vom Spruch «Ich bin doch kein Heiliger» aus.

Die 1928 fertiggestellte neubarocke Kirche überrascht in ihrem Inneren, ihre Öppigkeit steht in einem eigenartigen Gegensatz zum kargen Tal. Das «Gnadenbild Mariastrahl golden in einem Seitenaltar, die Kirche ist ein bekannter Wall-



Zurück im Dorf treffe ich zwei Kurden am «Alpenhof». Der eine hat einen breiten, runden Kopf, war Sänger in seiner Heimat. Gibt es in der Schweiz auch polnische Lieder? Bei ihnen seien viele Lieder polnisch, würden aufpeitschen, Wut auslösen.

F. wandert sich, dass die Schweiz die Grenzen nicht besser abriegelt. Er stellt sich die Schweizer Grenze sehr klein vor. Dann will er aber wissen, ob die Schweiz nicht auch ein Interesse an billigen Arbeitskräften habe. Zum Beispiel hier, in diesem Restaurant, da würde doch ein Schweizer, für vielleicht 2000 Franken, nicht bedienen, oder? F. will mein Bier bezahlen. Sein Bruder war letzte Woche hier, gab ihm 100 Franken. Der Bruder lebt seit Jahren in Basel. Vorher war er in Deutschland gewesen. Er wurde ausgewiesen, kehrte für einen Tag nach Istanbul zurück. Der Vater fuhr nach Istanbul, brachte dem Bruder einen Pass und etwas Geld, und weiter ging die

nicht weiterarbeiten. «Das wäre mein Untergang gewesen.» Sie braucht das Land. Zusammen mit ihrem Mann zog sie nach Melchtal, wechselte sich in der Arbeit mit ihm ab. Sie und ihr Mann gelten als vehementer Gegner der Asylsuchenden. «Wehren heisst ja nicht immer gleich schiessen.» Aber an jenem Samstag hatte sie Angst, waren die Nerven angespannt wie noch nie. «Wir können ja nachher nicht irgendwo polnische Flüchtlinge sein, wenn wir schiessen oder sprengen.»

Die Posthalterin macht einen Kaffee, lässt ihrer Enttäuschung über Arbeit freien Lauf. Der habe sich überhaupt nicht mit dem Melchtal befasst. Komme daher und klopfe Sprüche: Das seien alles ostanatolische Bauern, die könnten den Bauern helfen. Oder: Die kämen daher, wohin Schweizer in die Ferien gingen. Dabei würde sie eine Wette machen, dass nicht zehn Melchtaler gewusst hätten, wo Anatolien liegt.

fabrikeret. Das Marienbild wird als die «Madonna von Bruder Klaus» verachtet. Auf einem der Deckengemälde wird Bruder Klaus von einem blauen Teufel mit Hörnern bedrängt. Viele Votivtafeln bereugen, dass Maria Melchtal bei grimmigen Bauchschmerzen, einem jungen Paar beim Ausbleiben eines Kindes, beim Finden einer Lebersteine, bei einem kranken Bein geholfen hat. 1972 bewahrt sie das Melchtal vor der Maul- und Klauenseuche, die im Obwalden wütete.

Der beste Pfarrer der Welt war der Melchtaler Pfarrer gewesen – bevor die Asylsuchenden kamen. Damals predigte er von der christlichen Nächstenliebe, davon, dass «Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan». Eine Frau verliess die Kirche, einige schürten die Köpfe. Im «Blick» stand nachher, die Diskussion habe über die Kirchentür hinaus stattgefunden.

Auf diesen «Blick»-Artikel hin erhielt der Pfarrer sowohl Post, wie er nicht einmal bei seinem Abschied in Zürich (nach 32 Jahren) bekommen hatte. Darunter waren viele positive, aber «auch» detail gemachte Briefe und Telefone von überall her. Einfach ungläublich sei das gewesen. Schlaflos seien die Nächte gewesen. Er solle doch einige von diesen verdammten Säcken aufnehmen, er werde dann schon sehen, wenn sie ihm das Haus verschweimen würden.

Der Pfarrer ist 64. Er sitzt in seinem Empfangszimmer, sehr gepflegt. Metallumrahmt ist die Brille, die Haare sind sorgfältig nach hinten gekämmt, die Kravatte ist aus schwarzem Leder, die Füsse stecken in weissen Zoggeln. An der Wand hängt das Bild von Papst Paul VI. Als er noch Erzbischof von Mailand war, verbrachte er seine Ferien im Melchtal.

Heute würde er dasselbe sagen wie damals, an jenem Sonntag, betont der Pfarrer.

▲▲▲ Wieder unterwegs zu den Baracken. Das Wasser / da Tränke auf den Weiden ist mit einer Eisschicht bedeckt, die Kühe und Rinder sind in den Ställen. Erste Geranien sind von den Fessernissen verschwunden. Ausflügler fahren in Richtung Stöckalp. Beim Lager verlangsamen viele das Tempo, grollen.

Ich bin zum Mittagessen eingeladen, die Asylsuchenden stellen sich in eine Reihe, gehen mit ihren Tabletten rein in den grossen Saal mit den Tischen und Bänken. Der Koch hat Spätz gekocht, es schmeckt vorzüglich. Trotzdem wird nach dem Essen ein halber Saakübel voll Abfall sein.

Ein Türke kommt an den Tisch, klagt dem Pfleger über Ohrenschmerzen. Der Pfleger verbringt ihn auf später. Der Pfleger arbeitet mit dem Konsiliararzt von Kerns zusammen. Der Arzt kommt einmal pro Woche ins Lager. Am Anfang litten viele unter Kopfschmerzen, hatten Gichtattacken. Viele haben Probleme mit den Zähnen. So billig und einfach wie möglich wird alles gelöst.

Wir trinken Kaffee, und der Koch flucht über den Basen, der in aller Heimlichkeit, es muss morgens vor halb sechs gewesen sein, seine Schweinegülle beim Lager hochfahren – derart, dass es nur eine Schikane sein kann. Der Koch hatte nachher überall Fliegen. Auch der Basen, der sich weigert, dem Lager Milch und Käse zu liefern, kommt zu Sprache. Was soll's, der könnte ein gutes Geschäft machen.

Die Leute vom DFW arbeiten an Allerheiligen. Der Befragte und der Dolmetscher begrüßen Herrn und Frau K. Herr K. sitzt da, behält seine Schirmmütze auf, legt seine Bauernhände flach auf die beiden Schenkel. Seine Schuhspitzen schauen leicht zuzwärt. Frau K.s rötliche Haare sind fast vollständig vom dunklen Kopftuch mit den roten Punkten bedeckt. Name, Vorname des Vaters, der Mutter, wann und wo geboren? 1957, das genaue Datum, auch der Monat, ist nicht zu eruieren. Zu unserer Zeit gab es keine Schule im Dorf.

Analphabeten und Kurden.

«Die Frau kann nicht gut Türkisch», sagt der Dolmetscher zum Befragten.

«Beruf?» – «Landwirt.» – «Letzter Wohnort?» – «In B., im Dorf auf dem Berg.» – «Verwandte in der Türkei? Warum dieses Asylgesuch?» – «Die Kurden wenden unterdrückt». Der Befragte:

«Hier genügt diese Aussage, nachher, bei der genaueren Befragung im Kanton, müssen Sie Ihre persönlichen Nachteile... Warum haben Sie keine Reisepässe?»

Dolmetscher: «Sie haben Pässe beantragt, aber keine bekommen.»

K.: «Ich war in Haft wegen meiner Waffen.»

«Wie konnten Sie die Grenze überschreiten, ohne Pässe?»

«Das haben die Schlepper organisiert. Sie wissen, in der Türkei läuft alles mit Geld.» Dann die Beschreibung der Reise von Istanbul über Mailand in die Schweiz.

«Der Name des Hotels in Mailand?»

«Wie soll ich das wissen, wenn ich nicht lesen kann?»

# MELCHTAL

Der Dolmetscher: «Er kann noch nicht so gut Türkisch.»

Herr K.: «Mit dem Personerwagen zur Grenze. Dreissig Minuten zu Fuss, dann kam eine andere Person. Mit dem Wagen brachte er uns in die Nähe von Wasser in Basel. Er sagte, wir sollten dem Wasser entlang gehen. Dort sei ein Schiff, und dort sollten wir uns melden.»

Der Befragte: «Vermutlich werden Sie morgen zur erkennungsdienstlichen Behandlung nach Sarnen müssen» (Fingerabdrücke, Foto und Signalment). Der Zettel mit den Wei-



«Es ist nicht mehr dasselbe Schaffern, wenn zwanzig von denen vor der Post auf der Treppe rumhocken und die Telefonkabinen belagern. Ich will und kann denen das Geld nicht mehr wechseln.»



# MELCHTAL

sungen wird den beiden übergeben. Die beiden verabschieden sich.

Der Belagerer des DFW erklärt, dass das Paar wegen seines Alters eine Ausnahme darstelle. Zur Hauptsache seien es junge Männer. Resigniert fügt er hinzu: «Was wollen jetzt diese beiden Alten noch im Asyl machen?»

Als nächstes folgt ein junges kärntisches Paar mit ihrem zweijährigen Kind. Das Kind schläft nach wenigen Minuten in den Armen der Mutter ein. Die Geschichte endet in einem Mantel in Basel.

«Richtige Folter gibt es in der Türkei nicht. In Obwalden ist auch schon einem die Hand von der Polizei gequetscht worden. Dieses Rote Kreuz und die Caritas und alle zusammen sind ein syngs Pack.»



Den Abend beschließt der «Zschüts-Club» im Schweizer Fernsehen. Der Seilbahnangestellte Werner von Rotz aus Melchtal spricht in der Runde. Einer neben mir kommentiert: «Wie der plötzlich anders redet, dieser Werni, eine Wetterfahne. Jetzt muss da drinn hald pressieren, wenn du noch einen Türken willst.»

▲▲▲ Während ich frühstücke, machen am runden Tisch Handwerker Zschütspassé. Der «Zschüts-Club» als Thema. Das wisse man ja, was dabei herauskomme, wenn so einer wie der Bichsel, der weiss Gott in seinem Leben noch nichts genusst habe, mitmache. Dieses linksorientierte Fernsehen. Diesem Fröschknacht, dem hätte er es gegeben. Und der Werni, der wollte doch am Anfang am liebsten mit dem Beil die Türkenköpfe einschlagen.

Die Männer des Tales arbeiten im Elektrizitätswerk, beim Freileitungsbau, im Forst, bei den Seilbahnen, unten in Sarnen in Garagen, in der Kunststoffabrik, sind Handwerker, Schreiner und Elektriker.

Der Schreiner hat den roten Blutstift hinter seinem Ohr, erzählt, was ihm der Otti erzählt habe, und Otti, der sei in der Türkei in den Ferien gewesen. Otti habe gesagt, das sei unvorstellbar, wie die den halben Tag rumhocken würden, da unten, an ihrem Toe schlürfen, für den sie eineinhalb Rappen bezahlen. Er, Otti, habe Bier gesoffen, das habe ganze 70 Rappen gekostet, aber von denen könne sich keiner ein Bier leisten. Einer der Türken habe Otti angekündigt, er komme als Taxichauffeur nach Schaffhausen, verdiene dort dann 3000 Franken im Monat. «Der meint wohl noch netto. Mit solchen Vorstellungen kommen die zu uns, haben keine Ahnung, was sie für AHV, Versicherung, eine Wohnung bezahlen müssen.» Er, der Schreiner, könne nur sagen, was ihm der Otti gesagt habe, und Otti habe gelacht, am liebsten wäre er da unten geblieben, soviel Arbeit habe er gesehen. Aber die würden einfach den halben Tag rumhocken. «Bei uns müssen sie nicht nur den halben Tag schaffen.» Otti sei auch aufs Land gefahren, habe zerfallende Häuser gesehen. Der Wechsel zu den Militärrentnerungen ist Überganglos.

Hinten in den Baracken war unerdessen Rapport. Oberleutnant Ming von der Obwaldner Kantonspolizei ist ein aufrechter Mann, geht gerne auf die Jagd. Hochinteressant sei das gewesen, was der Bichsel gestern Abend über die Stammerische gesagt habe, und am Anfang seien solche Dvobungen von aussen gekommen,

man werde das Lager sprengen, die Baracken anzünden. Natürlich sei man diesen Sachen nachgegangen. Vor allem diese linksorientierten Schlägertruppe – das sei vielleicht nicht ganz richtig –, ja, aber diese Skinheads, die wollten zu Hilfe kommen. Ming spricht von der Aufgabe der Polizei, von Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Am Anfang wurde ein Polizeiposten im Lager eingerichtet, spielte die Polizei die Rolle des Puffers zwischen Asylsuchenden und Bevölkerung. Aber die Bevölkerung sei ja vernünftig geblieben, und sie von der Polizei hätten diese Sachen mit dem Schussen nie so ernst genommen wie die Medien.

«Ja, Ihr in Basel seid auch beinahe vernünftig i dem Zyg», und die menschliche Tragik sei die, dass denen erst hier die Augen aufgingen. Schwierigkeiten hat es bis jetzt keine neuwertigen gegeben. Gut, da war die Post belagert, aber das ist jetzt mit der Telefonkabine im Lager auch gelöst. Dann war das mit dem Mantel, den den Laden führt – jetzt dürfen wir noch höchstens vier Asylanten gleichzeitig in den Laden.

Ming philosophiert über die Polizei, dass sie es nie rechtmachen kann. Einmal zu hart, einmal zu weich. «Wie war das doch mit diesem Zaffarays in Bern? Das wurde geräumt – Mings Hand wischt über den Tisch –, ein Jahr später bauen sie es wieder auf. Wo leben wir eigentlich?»

Abends taucht der Werni von Rotz (Mantiger Werni), der Melchtaler Fernsehlotar von gestern Abend, im «Nüssal» auf. Ob er gestern eine Beruhigungsspritze bekommen habe? Werni begehrt auf, an so einer Fernsehdiskussion kann man doch nicht dreinschlagen.

Der Wirt des «Nüssal» schaut grimmig drein, kratzt sich in seinem Vollbart. Als Werni behauptet, die hätten hinten im Lager für die Asylanten fünf Telefonkabinen eingerichtet – aber die würden natürlich nicht dort telefonieren, die haben Angst, abgehört zu werden –, flucht der Beizer, dieses Rote Kreuz und die Caritas und alle zusammen seien ein syngs Pack.

Und Folter, die gebe es in der Türkei nicht, und in Obwalden sei auch schon einem die Hand von der Polizei gequetscht worden. Für die Spaltung im Dorf macht Werni den Pfarrer verantwortlich. Der andere, der oben im Kloster, der habe das richtig gemacht, sich nicht zu diesem Thema geäußert. Wenn Werni keine Kinder hätte, wäre er aus der Kirche ausgestiegen. Mit dem Chor, der an Ostern und Weihnacht in der Kirche ist

weiß Lieder singt, wird er nicht mehr singen.

Heute nacht will Werni auf die Fuchsjagd gehen, falls der Himmel aufklart. Seine zwei Hirsche hat er schon geschossen. Dreissig Hirsche waren im Kanton Obwalden freigegeben, und 269 Jäger hat es im Kanton. Da gibt es viele, die haben in ihrem Leben noch nie einen Hirsch geschossen.

▲▲▲ Bereits bin ich eine Woche im Melchtal, wieder verbüllt eine grauschlägige Nebelschicht das ganze Tal. Eine Art *café* beginnt sich einzustellen. Ich nehme den Weg unten entlang der Melchta, es tost und rauscht. Ein Jäger legt Fleisch für die Fuchse aus, auch eine Krähe mit dem blattlosen Loch im schwarzen Gefieder. Während des Gehens steigen Gedanken auf, Begegnungen, Einzelheiten wirbeln durcheinander.

Der Besuch im Kloster, die Priorin, die sich Sorgen um ihre achtzig Internatschülerinnen macht. Die gleichen Sorgen macht sie sich, wenn das Militär hier ist. Türken haben im Garten des Klosters gearbeitet, gut gearbeitet, und es stört die Priorin, dass sie ihnen nichts bezahlen durfte. Die Priorin ist misstrauisch, eine der Schwestern wurde total falsch zitiert. «Für sich selbst haben die Schwestern auf keinen Fall Angst.»

Der Bauer an der Strasse, der die Pfähle des Weiderrams rausnimmt. Er war vor einem Monat auf der «Blick»-Tischseite mit dem Stummgewehr abgebildet. Nie mehr würde er sich für so ein Bild hergeben. Und die da hinten, die hören ihn überhaupt nicht.

Hostetier Hedy kommt vom Einkauf. Sie ist um die fünfzig, hat warme, braune Augen. Weil sie an einer der Versammlungen gefragt hatte, ob sie die Türken bezahlen müsse, wenn sie in ihrem Garten arbeiteten, wurde sie zum «Türken-Hedy». Einer drohte ihr, zehn Kilogramm Grassamen in ihren Garten zu streuen, falls sie einen Türken im Garten haben sollte. Hedy hat «von auswärts ins Melchtal geheiratet». Eine Frau muss sich hier anpassen, sie muss den ersten Schritt machen, wenn sie aufgenommen werden will.

Im «Familia»-Ladeli hatte mir die dickliche Frau mit dem bleichen Gesicht erzählt, dass ein angetrankener Türke in den Laden gekommen sei. «Von so einem lasse ich mich doch nicht anpflanzen.» Sie rief die Polizei. Überhaupt machten sie die Asylanten nervös, wenn sie herumstörten, nicht wüssten, was sie wollten, den Einheimischen im Weg ständen. Darum dürfen jetzt nur noch vier

auch Mal den Laden betreten. Sicher, das Geld der Asylanten ist so rund wie dasjenige der Melchtaier. Aber sie hatte keine Kontrolle mehr. Tage später stand ich vor dem Laden. Es regnete. Vielleicht mein Bötter. Sie winkte ab, hielt mich für einen Türken. Mein waschechtes «Grüezi», und ich durfte eintreten.

Die Jugoslavien wollen von mir wissen, ob die Türken wirklich politische Flüchtlinge seien, und die Tamilen finden es so friedlich in der Schweiz.

Kräftig schäumt die Melchta. ▲▲▲ Der Nachmittag und die Runden Schwarz, Kafi Christen und Zwätziger wollen kein Ende nehmen. Der Fremde, ich, muss endlich wissen, «wie's bei uns zugeht». Die Sprüche werden lauter, bald müssen



wir eine Moschee bauen, und die Türen des Hauses, des Autos werden jetzt abgeschlossen, das Heroin soll man freigeben, wer sich kaputtmachen will, soll das tun: «Prost Hampä, prost Sepp, prost Wyl!» Ich bin verabredet, kann mich nach 15 Runden losreissen, gehe zum neuen Haus mit der geschnitzten Holztafel «Im Adlerhorst» hinunter.

Albert von Rotz (Manziger Berti) ist Bauleiter beim EW in Kerns. Aufgewachsen ist er mit dreizehn Geschwistern und einem halben Cervelat in der Woche. Der Vater arbeitet im Forst. Spät haben seine Frau – sie liess, ist schmal und rotwangig – und er geheiratet. So konnten sie sparen, er hat das Haus, sie die Möbel in die Ehe eingebracht. Sie arbeitete *Adigewyl* in einem Haushaltsladen, servierte später. Die Hochzeitsreise dauerte drei Tage und führte die beiden nach Österreich. Die Frau ist noch nie in der Stadt Zürich gewesen.

*«Wir haben spät geheiratet. So konnten wir sparen. Ich habe das Haus, sie die Möbel in die Ehe gebracht. Die Hochzeitsreise dauerte drei Tage, in Österreich.»*

Die beiden haben gekämpft, haben jetzt «etwas Schnauz», und dann das . . . Diese Angst. Die Frau fürchtet, dass die kommen könnten, den Fuss in die Tür stellen. Er hat abgenommen. Eine vielfältige, komplizierte, nicht nur materielle Angst sei das. Und im Gegensatz zu den Behörden habe er sich um die Leute gekümmert, habe damals, als die Asylanten kamen, einen Bauern beruhigt, der weinend mit dem Gewehr im Stall herumirrte. Berti von Rotz ist der bekannteste Gegner des Lagers. Jedermal, wenn er durch das Lager fährt, kotzt es ihn an. Beide haben keinen Türken kennengelernt. «Das will ich auch nicht. Ich gehe auch nicht in den Wald Of wecheln, wenn ich für den Umweltschutz bin.»

Von Rotz heisst den Ordner mit den Steuerstreitigkeiten. Er wettert über die Obrigkeit, das Bankgeheimnis, den Wirtschaftsimperalismus. «Diese Länder werden von uns ausgeblutet.» Aufgabe eines jeden Journali-

# MELCHTAL

sten wäre es, jeden Tag gegen den Wirtschaftsimperialismus, den Kapitalismus anzuschreiben. Und jetzt noch dieses fremde Zyg. Hochkant auswerfen sollte man diese Anplaster, zusammen mit unseren Fabrikanten. «Folter gibt es nicht in der Türkei. Bis ich etwa frei? Wenn ich sage, was ich will, verliere ich meine Stelle. Und was, weil mal einer einen Urlaub a Grund bekommt, schon von Folter zu sprechen. Und dann sind wir hier katholisch, und wie die Muslime miteinander umgehen, das sehen wir ja. Die leben doch schlimmer als wir im Mittelalter. Diese Anplaster, die hungern da hinten herum, arbeiten nichts, duschen, essen, schlafen und erhalten erst noch Geld dafür, und was wird jiddi Kappi zum Grund wir imlet.»

Die Frau taucht einen riesigen Brocken Bergkäse auf. Von Rotz zeigt mir das Haus. Im unseren Stock hat er seine Schutzwerkstatt, daneben die Jagdtulpe. Die Geweihe hängen släberlich geordnet an der Wand, Gemse, Rehböcke und -griess.

▲▲▲ Die Nacht, der Blick aus dem Fenster, nachtsucht metallisch glänzt die Zwiebel des Kirchturms, auf dem Friedhof flackern noch immer zwei ewige Lichter.

Die Lebernw trefle ich auf der Strasse. Eigentlich gebe es nichts mehr zu sagen. Damals, als das Doof von den Asylsuchenden erfährt, kamen die Kinder total auf

geregt, mit Schauer vorstellungen - «Wenn sie keine Baracken anzünden, können Krieg machen, dürfen sie kommen» - in die Schule. Sie stellten sich vor sie hin, erklärte ihnen das Ganze. Wutend machten die Lehrerin nur die Medienleuse, die von den Kindern andauernd wissen wollten, ob sie Angst hätten.

Schoy (Joey) öffnet mir, ihr 66-jähriger Mann Sopp ist da, auch Hermi, ein 81-jähriger Melchtaler Bauer. Wir beugen uns über die alten Bücher, die Geschichten tauchen auf. Damals. Schön war's. Es gab eine Sägerei, einen Schmied, einen Coiffeur, eine Bäckerin, eine Schmeide im Doof. Am Freitag gab's immer Alpentouristen. Schoy hat ein Album mit den gesammelten Leidhelge. Bezahlt man eine Messe für einen Verstorbene, so erhält man ein Leidhelge. Hermi hat gross Buch geführt. Für 1000 Franken hat er in seinem Leben Messen lesen lassen. Schoy erklärt, dass wenn es früher oft in einem Haus rumome, man eine Messe lesen liess, damit die arme Seele ihre Raha habe. Und der Romanen hörte auf.

An der Wand hängen die Almenbilder. Auf dem Buffet stehen Statuen, die heilige Maria, Jesus. Schoy fordert mich auf, mir einen Kafi Kirsch Crème zu machen.

Hermi hat vierzig Jahre lang im Kirchenchor gesungen. Der Chor existiert nicht mehr. Die Jungen wollten nicht mehr mit den Alten singen. Hermi war 37 Jahre Protokollführer der Raiffeisenkasse, und diese hatte der

Flener in Melchtal eingeführt. Seppi kleiner Finger der rechten Hand lebt, er raucht wie ein Schlot.

Schoy hat sich ungetragen. Im Tramer verlässt sie das Haus, geht ins Altersheim.

Damals. Es war schöner. Sagen die beiden Männer.

Der zehnte und letzte Tag im Melchtal. Heiß fucht die Sonne ins Tal. Die Berge haben Namen bekommen. Schildberg, Arngat, Wädertell, Storgghorn, Nünalhorn.

Die eine Spammer staubsaugt den Speisesaal, die andere wuchtet mit dem Besen die weissen Blätter auf der Terrasse und dem Parkplatz zusammen.

Gestern Abend war Zauber der Alpentouristen im «Alpenhof». Die Posthalterin hatte sich zu mir gesetzt, erklärt, dass auch das eine Folge des Ganzen sei, so wenig Leute sind eine so gute Kapelle. Gespielt hatten die «Isenberg Busbi».

Der Wirt des «Alpenhofs» begründet den schwachen Besuch eher mit der jetzigen Polizeipräsenz im Tal. Wer will schon sein Billett verlieren?

Stalwaldl Wisi, ein alter Bauer mit einem fahigen, ausdrucksstarken Gesicht, findet, dass halt die Feste nicht mehr wie früher seien. Der neben ihm hat genickt, gesagt, er habe gestern abend «XY» im Fernsehen angeschaut und sei nachher ins Bett gegangen.

Ein letztes Mal gebe ich zu den Baracken. Die Jugoslawen beggten mir, der Kleine hat seinen Kopf in eine rote Wollmütze gesteckt. Der mir des schiefen

Zähnen, dem kaputten Schwab schwatzt freudig von «einem Beer trinken». Die Fansen machen kleine Sprünge, um sich warm zu halten. Die zweite Gruppe Jugoslawen. Sie arbeiteten drunter in Kerna beim Arzt im Garten. Sonst wäre es ihnen zu langweilig geworden. Der eine, er ist 23-jährig und hat fünf Kinder, trägt einen eleganten Zweireiter, eine Lederkrawatte. Ob er Sonntag habe? Nein, aber nicht anders zum Anziehen. Unternehmungslustig sind sie, wie wenn's auf ein Fest ginge. Im Dorf, etwas erleben... Dass ich kein Auto habe, will ihnen nicht in den Kopf. Und keine Videos, die ich ihnen ausleihen könnte? Ein cooles Auto flitzt an mir vorbei, aus dem Auto brüllt Hampa «hoi Wyss». Ich winke.

Hinter bei den Baracken lehr ein scharfgesichtiger Türke an Zaun. Er studierte Ökonome in Istanbul. Die türkische Wirtschaft sei am Ende, und wenn man politisch werde wie er, dann gebe es einem schlecht. Sein Vater sei seit neun Jahren im Gefängnis. Was denken eigentlich die Leute im Dorf über uns? Er findet es nicht gut, wenn die Asylsuchenden ins Dorf hinausgehen. Ich wünsche ihr viel Glück. Die verdammte Flasche hat Bedeutung.

Ich verlasse das Tal der Melchta. Diesen «Gesundbrunnen für jung und alt» mit seiner «Wanderwegen im Herzen der Schweiz» (Werbebröschüre, Uster in Sarnen verabschiede mich der Chauffeur des Postautos: «So, geht es wieder zurück.»

## WER EINEN TEIL SEINES VERMÖGENS IN NUGGETS ANLEGT, SETZT AUF DIE RICHTIGEN PFERDE.

Goldkammer schwören auf ihn, den einzigen echten Nugget. Aus dem Erdbein, wo Gold zu Hause ist. Remon Barings ist ein Feingehalt von 999,9. Der Nugget ist staatlich-garantierter Zahlungsmittel der Regierung von Australien. Und das heißt Sicherheit. Darum wählen Goldkammer den Nugget. Man kann ihn weltweit bei Banken und Sparkassen ohne Umstände wieder verkaufen.

Zum geringen Festkurs. Und der steht in allen großen Tageszeitungen. Kaufen Sie also nicht einfach Gold, wählen Sie den Nugget. Das Goldstück unter den Mäulern. Nur mit einem kleinen Aufpreis erwerben Sie Gold in reiner und schärfster Form. Günstiger können Sie in kleinen Mengen kaufen als Gold. Schon mit 170 Unzen können Sie jetzt einsteigen. Und das geht direkt bei oder zum Bank und Sparkasse.

THE AUSTRALIAN  
NUGGET



DAS GOLDSTÜCK UNTER DEN MÄULERN





## LAUDATIO

für die Arbeit von Alois Bischof "Melchtal" erschienen in  
"Das Magazin" vom 16./17. Dezember 1988

---

Flüchtlinge, einem Innerschweizer Dorf administrativ zugeschoben:  
Alois Bischof geht in Wort und Bild einer Kulturbegegnung nach,  
die nicht stattfindet; die weniger durch massive Vorurteile als  
durch Berührungsangst und Hilflosigkeit verhindert wird.

Aus vielen geduldig registrierten Einzelzügen entsteht dabei,  
widerspruchsvoll wie die Wirklichkeit, das Portrait einer Ge-  
meinschaft, deren Beheimatung bei sich selbst längst zu wünschen  
übrig lässt und die den Fremden eine Begünstigung unterstellt,  
die Einheimische angeblich - aber auch wirklich - entbehren.

Der Jury hat an dieser Arbeit die Differenziertheit des Blicks  
eingeleuchtet, der Verzicht auf voreiliges Urteilen, die Be-  
reitschaft zur Anerkennung eines Dilemmas, zur Teilung der  
Sympathien und nicht zuletzt: zu einem humanen Sprachgebrauch.

Adolf Muschg

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1988

wird

HERRN NIKLAUS MEIENBERG

für seine Arbeit

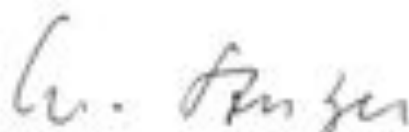
VOM OZON UND SEINEN VERWALTERN

erschienen in der Wochenzeitung vom 26. August 1988

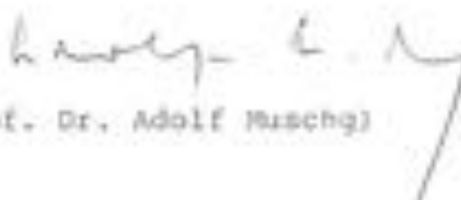
verliehen

Zürich, 28. April 1989

DIE JURY



(Dr. Walter Stutzer)



(Prof. Dr. Adolf Muschg)



(lic.iur. Marie-Louise Baumann)





## LAUDATIO

für die Arbeit von Niklaus Meienberg "Vom Ozon und seinen Verwaltern" erschienen in der WoZ vom 26. August 1988

---

Die Jury hat Niklaus Meienberg den Journalistenpreis für seinen in der WoZ erschienenen Artikel "Vom Ozon und seinen Verwaltern" erteilt.

Man war sich einig, dass der Artikel ausgezeichnet geschrieben ist und dass es Meienbergs eigene Kunst ist, den Leser in zynisch-amüsanter Art und Weise in Problembereiche ersten Ranges einzuführen. Bereits im ersten Abschnitt bringt einen der Autor zum Schmunzeln. Ich zitiere: "Die eidgenössische Luftreinhalteverordnung - welch unrein zusammengesetztes Wort! - schreibt vor, dass es der eidgenössischen Luft ab 1994 nur noch einmal pro Jahr gestattet ist, den staatlich verordneten Grenzwert von 120 Mikrogramm Ozon pro Kubikmeter zu überschreiten. Damit wird die Luft ihre Schwierigkeiten haben, steigt doch ihr Ozongehalt derzeit zwischen Mai und September etwa 10 Mal über den Grenzwert von 120 Mikrogramm, und etwa 5 bis 6 Mal über 200 Mikrogramm (Agglomeration Zürich)."

In diesem Stil, diesem Zusammenspiel von Ironie und Sorge um die Probleme, welche wir mit der Luft haben bzw. die Luft wegen uns hat, wird der Artikel zu Ende geschrieben. Der Beitrag weist auf wichtige Umweltprobleme hin, ohne den schwarzen Peter einem ideologisch zu bestimmenden Sünder zuzuschieben. Auch Otto Normalverbraucher ist angesprochen als Verursacher für die heutigen Zustände.

Ob es der Beste je von Meienberg geschriebene Artikel ist? (Diese Frage stellt sich für die Jury übrigens alljährlich bei jedem Autor, jedem Artikel). Bei einem für prägnant-sarkastische Artikel bekannten Autor wie Meienberg muss bei der Auswahl einer Arbeit für die Preisverleihung ein besonders hoher Massstab angelegt

werden (Dass ein Beitrag gut geschrieben ist, den Leser anspricht, reicht nicht).

Da sich unter den Jurymitgliedern kein Chemiker befindet, habe ich mir denn auch gestattet, den Beitrag einem Chemieprofessor zu unterbreiten. Es erwies sich, dass der Autor gut recherchiert hat, auch wenn kleinere Ungenauigkeiten im Beitrag enthalten sind. Ferner - und dies scheint mir die Hauptsache zu sein - bemühte sich der Autor in sachlicher Weise um ein Thema, das uns heute und in Zukunft in noch nicht absehbarer Tragweite beschäftigen wird und muss.

Ozonloch und Treibhauseffekt: ein direkter Zusammenhang dieser beiden Phänomene besteht nicht; es handelt sich um unerwünschte Konsequenzen von verschiedenen Immissionen. Es geht dabei um Entwicklungen, welche durch Massnahmen, die uns alle betreffen werden, dringend aufgehalten werden müssen. Wir müssen uns bewusst werden, dass es allerhöchste Zeit ist, Einschränkungen auf uns zu nehmen, auch wenn sie uns unangenehm sind.

Zu dieser Bewusstseinsbildung, diesem Wertewandel trägt der Autor bei. Dies schien der Jury vom Wichtigsten und deshalb prämiert sie diesen Artikel von Meienberg. Zukunftsgestaltung, die Frage nach unseren Lebensbedingungen, die Setzung von Prioritäten über den heutigen Tag hinaus - dies ist wohl das brisanteste Thema unserer Zeit und stellt Primers, Eintagsfliegen Themen, Vergangenheitsbewältigung in den Hintergrund.

Wir gratulieren Herrn Meienberg zu diesem Beitrag und hoffen, die Aussagen werden ihre Wirkung zeigen.

Marie-Louise Baumann

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1988

wird

HERRN JURG BOHRER

für seine Arbeit

ABSCHIED VON DER ALTSTADT

erschienen im Landboten vom 31. Dezember 1988

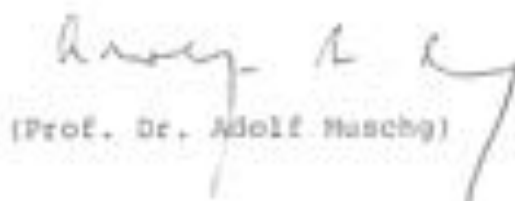
verliehen

Zürich, 28. April 1989

DIE JURY



(Dr. Walter Stutzer)



(Prof. Dr. Adolf Maschg)



(lic.iur. Marie-Louise Baumann)





## LAUDATIO

für die Arbeit von Jürg Rohrer "Abschied von der Altstadt"  
erschienen im Landboten vom 31. Dezember 1988.

---

Dass der Altstadtcharakter zum Potemkinschen Dorf verkommt, und die Fassade der Wohnlichkeit das Ende der Bewohnbarkeit bedeutet: Jürg Rohrer exakte und sinnliche Sprache frischt das Geläufige auf, gibt es dem Leser gleichsam persönlich zu fühlen und zeigt es als Gegenstand alltäglicher Bestürzung. Dabei kann der Autor auf Pathos ebenso klar verzichten, wie er den Gemeinplatz vermeidet. Es sind klein gewählte, unspektakuläre Beispiele, welche die Tragweite des Themas beglaubigen. Leben inmitten der Stadt wird unerschwinglich in mehr als einem Sinn: es macht ihren Bewohner zur absurden, unfreiwillig komischen Existenz und zwingt ihn schliesslich zur Flucht aus dem Ausstellungsgebiet, der vorn herausgeputzten, hinten entleerten Zürich-Simulation.

Adolf Muschg

## S p e n d e r l i s t e

ASEA Brown, Boveri, Baden  
Bank Julius Bär & Co. AG, Zürich  
Bank Leu AG, Zürich  
Beobachter-Verlag, Glattbrugg  
Dr. Christoph Blocher, Zürich  
Robert Bosch AG, Zürich  
Denner AG, Zürich  
Elektrowirtschaft, Zürich  
Dr. Rudolf Farner PR-Agentur, Zürich  
Hargitay & Partner, Zollikon  
Hayek Engineering AG, Zürich  
IBM (Schweiz), Zürich  
Jelmoli SA, Zürich  
Jubiläumstiftung Zürich/Vita/Alpina, Zürich  
Kernkraftwerk Goesgen-Däniken, Däniken  
Migros-Genossenschafts-Bund, Zürich  
Nixdorf Computer AG, Kloten  
Oerlikon-Bührle Holding AG, Zürich  
Omni-Holding, Zürich  
Orell Füssli Graphische Betriebe, Zürich  
Publicitas, Zürich  
Rentenanstalt, Zürich  
Ringier AG, Zürich  
Robert Spleiss AG, Zürich  
Swissair, Zürich  
Schindler Management AG, Ebikon  
Schweiz. Aluminium AG, Zürich  
Schweiz. Bankgesellschaft, Zürich  
Schweiz. Bankverein, Zürich  
Schweiz. Kreditanstalt, Zürich  
Karl Steiner AG, Zürich  
Klaus J. Stöhrer AG, Zürich  
Tages-Anzeiger, Zürich  
Tito Tettamanti, Castagnola  
Trimedia PR AG, Zürich  
Unico Rückversicherungs-Gesellschaft, Zürich  
Winterthur-Versicherungen, Winterthur  
Adolf Wirz AG, Zürich  
Zellweger Uster AG, Uster  
Zürcher Kantonalbank, Zürich  
Zürichsee-Medien AG, Stäfa  
Industrie-Leasing AG, Zürich  
Jean-Frey-Gruppe, Zürich

ADMINISTRATIVE ANGABEN

Adresse

Sekretariat Zürcher Journalistenpreis  
Usseramtstrasse 2

8309 Breite/Würensdorf

Telefon 01 / 836 53 71

Zuständig: Frau Alice M. Lutz

Bankkonto

Schweizerische Bankgesellschaft  
Bahnhofstrasse 45, 8001 Zürich

Konto Nr. DK 170.766 L18

"Stiftung Zürcher Journalistenpreis"

JURY 1989

Dr. Walter Stutzer (Präsident)

Prof. Adolf Muschg

Marie-Louise Baumann, lic.iur.

STIFTUNGSRAT

Gisela Blau (Präsidentin)

Alice Lutz

Dr. Klara Obermüller